



**23.02.2020**  
**Helene Miklas**

Und es geschah, als er an einem Sabbat in das Haus eines angesehenen Pharisäers zum Essen kam, dass man ihn sehr genau beobachtete.  
Da stand auf einmal ein wassersüchtiger Mensch vor ihm.  
Und Jesus wandte sich an die Gesetzeslehrer und Pharisäer: Ist es erlaubt, am Sabbat zu heilen oder nicht?  
Sie aber schwiegen. Da fasste er ihn an, heilte ihn und entließ ihn.  
Und zu ihnen sagte er: Wer von euch, dem der Sohn oder der Ochse am Sabbat in einen Brunnen fällt, wird ihn nicht sogleich herausziehen - auch an einem Sabbat?  
Und sie vermochten nichts dagegen einzuwenden.  
Er erzählte aber den Geladenen ein Gleichnis - er hatte nämlich beobachtet, wie sie die Ehrenplätze auswählten -, und er sagte zu ihnen:  
Wenn du von jemandem zu einem Hochzeitsmahl eingeladen wirst, dann setz dich nicht auf den Ehrenplatz. Es könnte nämlich einer eingeladen sein, der angesehenener ist als du, und der, der dich und ihn eingeladen hat, könnte kommen und zu dir sagen: Mach diesem Platz! Dann müsstest du voller Scham den untersten Platz einnehmen.  
Nein, wenn du eingeladen wirst, dann geh und lass dich auf dem untersten Platz nieder, damit dein Gastgeber, wenn er kommt, zu dir sagen wird: Freund, rücke weiter nach oben! Dann wird dir Ehre zuteil werden in den Augen aller, die mit dir zu Tisch sitzen.  
Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.  
Zu dem aber, der ihn eingeladen hatte, sagte er: Wenn du ein Mittagessen oder ein Abendessen gibst, so lade weder deine Freunde noch deine Brüder noch deine Verwandten noch reiche Nachbarn ein, damit sie nicht Gegenrecht halten und dich ihrerseits wieder einladen.  
Nein, wenn du ein Gastmahl gibst, dann lade Arme, Verkrüppelte, Lahme und Blinde ein. Und du wirst selig sein, weil sie nichts haben, es dir zu vergelten. Denn es wird dir vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten.  
Als aber einer der Tischgenossen das hörte, sagte er zu ihm: Selig, wer im Reich Gottes essen wird.

Lukas 14,1-15

Liebe Gemeinde!

Faschingssonntag ist heute. Ein Tag, an dem es doch gut passt, über eine Geschichte mit viel

Essen und Trinken nachzudenken.

Wir erleben einen Feier-Tag aus dem Leben Jesu mit einigen durchaus spritzigen Geschichten, zumindest so auf dem ersten Blick. Jesus ist am Sabbattag eingeladen bei einem hoch angesehenen Mitglied der religiösen Gemeinschaft der Pharisäer. Der hat lauter Seinesgleichen eingeladen, gut betuchte und angesehene jüdische Bürger. Und Jesus dazu. Als Fremdkörper gewissermaßen? Aus wirklichem Interesse an dieser charismatischen Person? Kann sein. Vielleicht aber auch aus einem gewissen Kitzel heraus. Immer unter Gleichgesinnten zu sein, wird ja fad. Und bei Jesus konnte man davon ausgehen, dass immer etwas Besonderes passierte, was dann Gesprächsstoff für Monate lieferte. Auf jeden Fall lesen wir, dass sie ihn genau beobachteten.

Jesus enttäuscht seine Mitgäste auch diesmal nicht. Ein Kranker verschafft sich Zugang, was bei dem offenen Hauskonzept in der biblischen Zeit kein Problem war. Er ist von einer Herzschwäche geprägt, die Flüssigkeitsansammlungen im Körper verursacht. Dicke Beine, kurzatmig, wahrscheinlich wenig mobil und von Ängsten geprägt. Jesus fasst ihn an und heilt ihn, obwohl es der Sabbattag ist, der Tag, an dem nichts gearbeitet werden sollte. Ein No Go also. Gerade die Gruppe der Pharisäer, bei denen Jesus zu Gast ist, hat hier ganz strenge Gesetze. Das wird für eine gewisse Unruhe gesorgt haben. Der hätte doch am nächsten Tag genauso gut geheilt werden können? Für Jesus ist das undenkbar. Not ist für ihn immer unmittelbar und unaufschiebbar, Grund zum sofortigen Handeln. Darum kommentiert er auch recht scharfsinnig die Unruhe: Keiner von euch wird doch je euren Sohn oder euren Ochsen nicht aus dem Brunnen ziehen, wenn er hineinfällt, egal ob Sabbattag oder nicht? Die Analogie beglückt sicher nicht alle. Ochse und Sohn im Brunnen sind für die Gäste schon etwas anderes als der Kranke, aber das „wieviel mehr noch“ müssen sie akzeptieren. Jesus deklariert aber damit das Heilen als Notfall.

Eine zweite peinliche Sache passiert. Jesus beobachtet, wie die Gäste sich alle unauffällig aber dezidiert bemühen, einen Ehrenplatz oben am Tisch zu bekommen und er greift das mit typisch orientalischer Spitzfindigkeit auf. „Nimm doch lieber den niedrigsten Platz ein, bevor du möglicherweise erlebst, dass du herunterrücken musst. Ist doch gescheiter, du wirst

gefragt, weiter nach oben zu rücken.“ Das hat sicher einige Gäste etwas unangenehm berührt. Offensichtlichkeiten offen zu legen, darin war Jesus gut. Hierarchische Strukturen, das war nie etwas für ihn.

Bei der dritten Sache wird es dann ernster. Jesus mahnt und greift den Gastgeber selber gewissermaßen an. Vielleicht hat ihn der Luxus geärgert, die Selbstverständlichkeit, mit der man unter sich war? Jesus meint: „Lade doch nicht immer deine Freunde, deine Bekannten, die Gleichgesinnten ein, weil du löst eine Kette von Gegeneinladungen aus. Ist es nicht viel bedeutsamer, Arme, Verkrüppelte, Lahme und Blinde einzuladen? Die haben nichts, die können es nicht nur gut brauchen. Sie werden es dir mit großer Dankbarkeit vergelten. Und später – in der Auferstehung der Gerechten – wird es dir hoch angerechnet werden.“ Das ist für Jesus keine billige Polemik, denn die Not der armen Bevölkerung, die Diskriminierung, die Ungleichheit trifft ihn immer bis ins Mark. Und darin sieht er ja auch seine ureigene Aufgabe: „*Der Herr hat mich gesalbt, um den Elenden frohe Botschaft zu bringen, er hat mich gesandt, um die zu heilen, die gebrochenen Herzens sind*“, so haben wir es in der Schriftlesung gehört.

Einer der Gäste greift aber auf, was Jesus gesagt hat. Vielleicht ein wenig weinselig ruft er es aus, wie ein Toast, den er bringt: „*Selig, wer im Reich Gottes essen wird*“. Das Reich Gottes, wo nach dem jüdischen Glauben der Ausgleich stattfindet, wo die Gerechten mit dem ewigen Leben belohnt werden. Diese Aussage scheint nun Jesus endgültig zu reichen. Und er entfaltet ein Gegenbild vom Reich Gottes, das aus seiner Sicht schon längst angefangen hat und gelebt werden sollte: Das Gleichnis vom großen Gastmahl. Ich lese den zweiten Teil vom Predigttext aus Lukas 14,16-24:

Er aber sagte zu ihm: Ein Mensch gab ein großes Essen und lud viele ein.

Und zur Stunde des Mahls sandte er seinen Knecht aus, um den Geladenen zu sagen: Kommt, alles ist schon bereit!

Da begannen auf einmal alle, sich zu entschuldigen. Der erste sagte zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft und muss unbedingt hingehen, um ihn zu besichtigen. Ich bitte dich, betrachte mich als entschuldigt.

Und ein anderer sagte: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und bin unterwegs, sie zu prüfen. Ich bitte dich, betrachte mich als entschuldigt.

Und wieder ein anderer sagte: Ich habe geheiratet und kann deshalb nicht kommen.

Und der Knecht kam zurück und berichtete dies seinem Herrn. Da wurde der Hausherr zornig und sagte zu seinem Knecht: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt und bring die Armen und Verkrüppelten und Blinden und Lahmen herein. Und der Knecht sagte: Herr, was du angeordnet hast, ist geschehen, und es ist noch Platz. Und der Herr sagte zum Knecht: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune und dränge sie hereinzukommen, damit mein Haus voll wird! Doch das sage ich euch: Von jenen Leuten, die zuerst eingeladen waren, wird keiner mein Mahl genießen.

Ganz plastisch schildert Jesus, wie ein Mensch ein großes Essen plant und dazu viele dazu einlädt. So eine Einladung galt schon als etwas Ehrenvolles in der orientalischen Gastkultur, etwas, was du nicht leicht ausschlagen würdest. Sicher sind Voreinladungen ausgegangen im Sinne von „save the day“. Nun, die Vorbereitungen beginnen, es wird sicher bei einem solchen Festmahl Tage lang Arbeit für alle Beteiligten gewesen sein. Wenn alles fertig ist, schickt der Gastgeber Diener aus, um die Eingeladenen persönlich abzuholen: „*Kommt, alles ist schon bereit*“.

Doch alle haben eine Entschuldigung. Der eine muss seinen Acker, den er gerade gekauft hat, besichtigen. Der andere hat sich gerade fünf Gespanne von Ochsen angeschafft und will diese prüfen. Der dritte hat gerade geheiratet und ist daher anderweitig beschäftigt. Die Ablehnungen zeigen übrigens, dass hier wohlhabende Leute als Gäste gemeint sind. Ja, man lädt seinesgleichen ein. Zwei Gründe der Ablehnung sind, obwohl durchaus ernsthaft und berücksichtigungswürdig, rein ökonomische.

Ich stelle mir diese Ablehnung emotional als Schlag ins Gesicht des Gastgebers vor. Einladung und Zusage waren in der orientalischen Kultur immer in einem Atem zu sehen – da galt Handschlagqualität. Es ist irgendwie ein Aufkündigen der Beziehung, so eine Ablehnung – das spüren wir heute auch intuitiv. Wenn du etwas Schönes vorbereitest, bist du gewissermaßen verletzlich, machst dich angreifbar. Du schenkst etwas von dir selbst her. Sie denken vielleicht wie ich mit Freude zurück an besonders fein zubereitete Mahlzeiten, zu denen Sie eingeladen waren. Das sind kostbare Geschenke, Zeichen eines besonderen Zugeswandtseins.

Mit Recht ist der Gastgeber verärgert. Er wird zornig. Und er schimpft zum Schluss: „*Doch*

*das sage ich euch: ,Von jenen Leuten, die zuerst eingeladen waren, wird keiner mein Mahl genießen.“* Was aber tun mit den Vorbereitungen, mit dem tollen Essen? Für Sigi Lorenz, einen unserer ersten Konfirmanden in den siebziger Jahren, Kind einer sehr großen Bauernfamilie, war dies gar kein Problem: „Ich täte die Schnitzel selber essen“, sagte er aus ganzem Herzen. Und doch war es ihm und allen Jugendlichen intuitiv klar, dass hier ein Stück Ablehnung vorhanden war, ein Stück Freude an der Beziehung kaputt gemacht wurde.

Der Gastgeber schickt auf jeden Fall seinen Knecht mit einem neuen Auftrag los: „*Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt und bring die Armen und Verkrüppelten und Blinden und Lahmen herein*“. Es geschieht. Die brauchen keine weitere Aufforderung. Sie kommen, diejenigen, die um das Überleben kämpfen und ihr Dasein kaum fristen können. Sie kommen mit Freude. Aber es ist noch Platz. So sagt der Herr zum Knecht: „*Geh noch einmal hinaus aus der Stadt, auf die Landstraßen, an die Zäune, wo du auch immer Menschen findest – und dränge sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll wird.*“ Und so geschieht es. Sie sitzen am Tisch, die ehemaligen Diskriminierten und werden fein bedient. Vielleicht ein wenig g'schamig am Anfang. Das Fest findet statt in aller Üppigkeit. Lückenbüßer, die jetzt einen Ehrenplatz bekommen, nicht mehr die ursprünglich Geladenen. Das Gleichnisbild ist also die Antwort, die jener Gast bekommt, der ein wenig weinselig seinen Trinkspruch gerufen hat „*Selig, wer im Reich Gottes essen wird*“. Jesus sagt ihm quasi damit: „*So lange nicht auch die Armen und Verkrüppelten, die Blinden und Lahmen und alle, die an den Rand gedrängt werden, mitfeiern in aller Selbstverständlichkeit und nicht als Lückenbüßer, ist das Fest, das ihr feiert, noch nicht einmal ansatzweise der Anfang des Reiches von Gott.*“ Ohne Wenn und Aber. Und das gilt auch für uns heute. Wir wissen, dass wir die Ungerechtigkeit, die Armut, die Diskriminierung nicht völlig aufheben können in unserem Leben. Wir haben unsere Schranken, unsere Zwänge, wie die Gäste in der Geschichte, die Unmöglichkeit, im Großen zu handeln. Aber es geht um das warme, feurige Bemühen. Reich Gottes fängt dort an, wo wir uns ohne Wenn und Aber einsetzen, auch wenn wir vielleicht nur wenig erreichen können. Aber es ist die Kunst, die Zukunftsvision ein Stück hereinzuholen in die Gegenwart und sie mit lebendigem Handeln zu füllen. Das ist von uns gefordert. Wenn nicht wir, wer sonst? Jesus hat das gelebt. Auch er konnte die Not

nur partiell hindern, aber er hat es dort getan, wo er konnte. Und sein Herz brannte dafür. Das scheint mir auch für uns wesentlich zu sein. Mit Feuereifer und mit einem brennenden Herzen uns einzusetzen. Und uns nicht entmutigen lassen.

Aber da ist noch etwas in der Geschichte, das ich thematisieren möchte. Mir fällt die herzliche Einladung des Hausherrn auf, ein Fest zu feiern und dazu einzuladen. Und ich ziehe die Parallele mit Gott. Denn diese Geschichte zeigt uns wie viele anderen Geschichten in der Bibel, dass Gott an einer Beziehung mit uns liegt und dass es nicht eine gezwungene, sondern eine fröhliche Beziehung sein sollte. Dazu lädt Gott ein, durchaus mit Leidenschaft. Er macht sich gewissermaßen aber auch angreifbar mit der Einladung. Er riskiert eine Ablehnung und damit den Glauben der Menschen an seine Allmacht. Er schadet sich faktisch selbst damit, indem er sich uns gegenüber so weit öffnet. Es mag befremdlich klingen in unseren Ohren, aber Gott ist leidensfähig, kein harter, gepanzerter Held. In Jeremia 2 klagt Gott zB *„Mein Volk tut eine zwiefache Sünde: Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich Zisternen, die doch rissig sind und das Wasser nicht halten.“* Der leidensfähige Gott wird dann später in Jesus Fleisch und Blut. Mittwoch fängt die Passionszeit an. Dann denken wir auch wieder über das Leiden und Sterben von Jesus nach. Tun wir das, wenn wir es tun, mit einem Blick auf den barmherzigen und solidarischen Gott.

Es wäre schön, wenn ich jetzt „Amen“ sagen würde. Und Sie warten vielleicht schon darauf. Aber eines scheint mir noch wichtig, gerade in Hinblick auf dieses Gleichnis und auf die kommende Passionszeit. Denn es ist doch verflücht, wie wir Menschen es immer einwandfrei geschafft haben und wieder und wieder schaffen, den drohenden, zornigen, strafenden Gott in den Mittelpunkt zu stellen. Zwei Sätze gibt es in diesem Gleichnis, die in der Geschichte des Christentums eine verheerende Wirkung gehabt haben. Da ist zuerst der Satz des Hausherrn:

**Von jenen Leuten, die zuerst eingeladen waren, wird keiner mein Mahl genießen**

Schon im 2. Jahrhundert haben die Christen gemeint, das gelte für die Juden, für die, mit denen Gott seinen ersten Bund geschlossen hatte. Die Juden wollten Christus nicht, die haben ihn gekreuzigt, so hieß es damals. Und seitdem zieht sich eine blutige Spur des Antisemitis-

mus durch die christliche Geschichte. Schlimm und beschämend. Es scheint als ob die dunkle Seite in uns Menschen immer wieder sucht nach dafür und dagegen, jene, die dazu gehören und die anderen, die abzulehnen sind.

Und der zweite Satz. Der Hausherr sagt seinen Knechten auf dem Weg zu den Ausgestoßenen auf den Landstraßen: „**Dränge sie hereinzukommen**“, „compelle intrare“ heißt es auf Latein, das hat mehr einen zwingenden Charakter. Die Kirchenväter Cyprian und Augustin haben dies als Aufforderung zur gewaltsamen Bekehrung verstanden. Eine zweite Blutspur entstand: gewaltsame Germanenbekehrungen, Kreuzzüge, Inquisition. Dabei heißt es ursprünglich auf Griechisch „anánkason eis-elthéin“, was eine andere Bedeutung hat: Von der Logik her ist es schlechthin nicht anders möglich als zu kommen, überredet Menschen, überzeugt Menschen.

Wieder ist es die Ablehnung, die im Mittelpunkt bei uns Menschen steht und die strenge Gesetzlichkeit. Die einen und die anderen. Schwarz und Weiß. Nicht die Liebe, nicht die Einladung.

Und ich frage mich: Wie drehen wir den Spieß um, der uns immer wieder droht zu erstechen? Wie können wir die Ernsthaftigkeit unseres Christseins bewahren und leben - und gleichzeitig uns frei eingeladen fühlen? Wie können wir Gerechtigkeit im Sinne einer Gleichberechtigung leben, die uns die Freiheit gibt, Menschen nicht zu verurteilen. Uns als Mensch unter Menschen zu fühlen. Eine Beziehung aufzubauen. Gott, uns selbst und die Menschen zu lieben?

Vielleicht können wir alle als Aufgabe mitnehmen in die kommende Passionszeit, darüber befreit nachzudenken. Die Evangelische Kirche in Deutschland hat als Fastenaktion den Satz mitgegeben: „Zuversicht. Sieben Wochen ohne Pessimismus“ Tun wir das. Es mögen uns jene Worte helfen, mit denen ich den Gottesdienst eröffnet habe: „*Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft und ein Nichtzweifeln an das, was man nicht sieht.*“

So sei es. Amen.